

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Lauhaer Straße 19/21, Leipziger Volkszeitung Leipzig, Telefon: 13998. Sprechstunden: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonntagen).

Inserate kosten die Ogelspaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plapporschritt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Lauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Das Berliner Polizeipräsidium beabsichtigt angeblich, mehrere Hülfszeugen mit den in Moabit tätig gewesenem Polizisten zu konfrontieren, um die Mörder des Arbeiters Herrmann ausfindig zu machen.

Der Arbeitgeberverband für das deutsche Baugewerbe beschloß die Bildung eines Referendats, der auf 1 Million Mark gebracht werden soll.

In das neue italienische Kabinett tritt der revisionistische Sozialist Bissolati ein.

Die chinesische Regierung hat sich bereit erklärt, die russischen Forderungen rückhaltlos zu bewilligen.

Beim Brande einer Zellulosefabrik in Newyork kamen 141 Menschen ums Leben.

## Der Kaliskandal und sein Ausgang.

Leipzig, 27. März.

Der deutsche Reichstag arbeitet, seit er unter dem Kommando des Schnapsblods steht, im Blühtempo. Sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Kompagniesirma der Pfaffen und Zunter durchaus keine Lust hat, ihre Geschäftsgeheimnisse vor aller Welt breitzutreten zu lassen. Daraus erklärt sich auch, warum ein hochwohlwollender Reichstag das „Gesetz über den Abschlag von Kalisalzen“ im Mai 1910 in zwölfstündiger Sitzung in zweiter und dritter Lesung durchgeschickte. Das war um so bebenklischer, als durch dieses Gesetz eine vollständig neue Lage geschaffen wird, ein Syndikat, dem von Gesetzes wegen ein Monopol zugesprochen wird, und für das das Reich die Verantwortung übernimmt, ohne eine genügende Kontrolle auszuüben.

Aber nicht nur die bürgerlichen Parteien, auch die Regierung Bethmann-Hollwegs ist kein Freund des grellen Tageslichts, das zeigte sie bei der Ausführung dieses Gesetzes. Bestehen da in diesem Gesetze Paragraphen, von denen der eine bestimmt, daß eine Abgabe von den Produzenten der Kalisalze zu zahlen ist, während ein anderer bestimmt, daß diese Abgabe nicht etwa in den Staatsfädel fließt, sondern zur „Förderung des Absatzes der Kalisalze“ verwendet werden soll. Die bösen Sozialdemokraten setzten es durch, daß die Regierung verpflichtet ist, diese Gelder im Reichshaushalt zu buchen, also über ihre Ver-

wendung Rechnung zu geben. Herr Bermuth, Schatzsekretär von Schnapsblods Gnaden, macht sich nun die Sache sehr leicht: er stellt 4 800 000 Mk. als Einnahme ein und die gleiche Summe als Ausgabe, ohne auch nur mit einem Worte zu sagen, wie denn die Ausgabe verteilt wird.

Es war seit langem bekannt, daß das Kalisyndikat den Bund der Landwirte aushält. Vor kurzem hat Professor Soxlet in München, der als Kapazität auf dem Gebiete der Agrikulturwissenschaft, Mitglied verschiedener agrarischer Körperschaften, genau Bescheid weiß, darauf hingewiesen, daß die Summen, die den Agrariern aus dieser Quelle zufließen, ganz andern Zwecken dienen, als der Propaganda für den Kalidünger. Klipp und klar stellt er fest: in den letzten zwanzig Jahren hat die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, die nichts weiter ist, als ein Verband zur Propaganda des Brotwuchers, vom Kalisyndikat 1 717 740 Mk. erhalten. Dem Bunde der Landwirte rechnet er nach, daß er jährlich 144 000 Mk. aus dieser Quelle bezieht. Davon hat er einen Teil den Unterverbänden überwiesen und 86 400 Mk. für sich behalten. Dafür hat er sich verpflichtet, den Verbandsorganen alle vierzehn Tage Propagandaartikel zugehen zu lassen. Der Gelehrte fragt, was denn das für Artikel sind, von denen jeder 3300 Mk. kostet, und der Bund ist ihm bis heute die Antwort schuldig geblieben.

Zum Glück gerieten sich die Stipendiaten in die Haare. Der Dr. Heim, der in Bayern in Bauernfang macht, hat die Beule aufgesetzt. Nicht deshalb, weil er ein prinzipieller Feind von Schmiergeldern ist, sondern weil er meint, daß seine kühnsten Genossenschaften zu wenig bekommen haben. Es gab eine allerliebste Kauferei.

Doch nicht minder wichtig, ja eigentlich viel wichtiger ist die Mißhandlung der Reichsregierung. Seit dem 25. Mai 1910 steht das Syndikat unter Aufsicht der Regierung, und sie hat den Korruptionssunder verwaltest. Unter dem Druck der Sozialdemokraten hat der Staatssekretär in der Kommission mit dem Eingeständnis herausrücken müssen, daß bis Ende des vergangenen Jahres die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft 179 500 Mk. und der Bund der Landwirte 57 000 Mk. erhalten hat. Das ist das Ergebnis der Debatte.

Was geschieht nun weiter? Hat etwa die Vertretung des deutschen Volkes mit glühendem Eisen diese Pestbeule ausgebrannt? Wird mit dem Korruptionssunder ausgeräumt? Man sollte meinen, das müßte unfehlbar auf diese Enthüllungen folgen. Indessen, wir leben in Deutschland, wo die Liebesgabenpolitik derart das öffentliche Leben korumpiert hat, daß an eine Radikalkur gar nicht zu denken ist. Das Resultat des ganzen Geredes besteht

vielmehr in folgendem: 1. die Kommission hat eine Spezialisierung der Ausgaben durchgeföhrt. Es sollen nicht mehr jene 4 800 000 Mk., die aus der Abgabe fließen, nach freiem Ermessen des Syndikats verausgabt werden, sondern es werden bestimmte Summen für bestimmte Zwecke angewiesen. Diese Spezialisierung sieht nun aber so aus: 500 000 Mk. soll das Reich zurückbehalten für die Kosten, die aus der Ausführung des Kaligesetzes entstehen; 2 Millionen sollen für die Propaganda im Auslande verwendet werden, 1 100 000 Mk. für die Propaganda im Inlande; 700 000 Mk. für Kosten der Untersuchung der Empfängerproben; 200 000 Mk. zur Hebung des Anbaues tropischer und subtropischer Kulturgewächse in den Kolonien; 300 000 Mk. fließen in den Reservefonds. 2. Es sollen die Differenzen in den Rabatten, die das Syndikat den großen und den kleinen Abnehmerverbänden gewährt, nicht mehr so groß sein.

Die zweite Bestimmung dürfte Herrn Dr. Heim befriedigen. Bisher erhielt der Bund der Landwirte als größter Abnehmer die größten Rabatte, fürderhin werden die Genossenschaften nicht mehr so stark im Hintertreffen bleiben. Dagegen erscheint die Spezialisierung unter Punkt 1 mehr als bedenklich. Schon die 2 Millionen Mark für Propaganda im Auslande nehmen sich kurios genug aus, und man dürfte gespannt sein, welche Art der Anreizerei denn das unter Reichskontrolle stehende Syndikat für diese Riesensumme in Szene setzen will. Von den 1,1 Millionen Mark, die für die Propaganda im Inlande bestimmt sind, sollen 500 000 Mk. an landwirtschaftliche Korporationen, Genossenschaften und Verbände gezahlt werden, 100 000 Mk. zur Förderung der Moor- und Heidekultur, der Rest für wissenschaftliche Zwecke. Wo aber bleibt die Gewähr, daß diese halbe Million nicht abermals zum größten Teil in die Hände des Bundes der Landwirte gerät für seine Propaganda der Brotwucherpolitik und der politischen Knechtung? Sollen wir uns damit begnügen, daß der Skandal, den wir soeben erlebten, im Staatssekretär das Bewußtsein der politischen Reinlichkeit gestärkt hat? Diese Gewähr ist gering in einem Lande, wo ein solcher Skandal nicht ausreicht, um diesen Minister auf Nimmerwiedersehen von der politischen Bildfläche verschwinden zu lassen. Das einzige Mittel, der Korruption ein für allemal ein Ende zu setzen, würde sein, die Propagandagelder zu beseitigen. Mit Recht weist Soxlet darauf hin, daß es tausendmal wichtigere Dinge für die deutsche Landwirtschaft gibt, als diese Propaganda des Kalidüngers. Andererseits gibt es ein Mittel, das sicherlich wertvoller ist für den Abschlag dieses Düngers, als alle Reden der Agitatoren des Bundes der Landwirte, ein fürchtbar einfaches Mittel: die Herabsetzung des Preises.

## Seuilleton.

### Das Auge des Schlafenden.

Roman von Georg von der Gabelenk.

16] Nachdruck verboten. Indem er an seiner Pflöcke sog, warf er einen viel-sagenden Seitenblick auf die breite Gestalt des Riesen. Man verstand, was dieser Blick bedeutete, und warum um die Mundwinkel des Schwaigerbauern ein solch hä-mischer Zug zuckte.

„Gottes Hilfe! — Ja, ja, zumal wenn einer dazu 's Fensterl offen find, daß er leicht hinein kann,“ rief der Oberhöfer in rauhem Bass und wippte lachend mit dem plumpen Oberkörper vor und zurück.

Doch der Talhofbauer runzelte die Stirn, er bezog diesen Scherz auf sich und schaute einen bösen Blick auf den Lahmen.

„Nu laß aber dein dummes Gered endlich sein,“ knurrte er, „und mach deine Späße mit andern als mit mir!“

„Jesses, Maria,“ meinte der Schwaigerbauer mit treuherziger Miene. „Was hast denn, Sepp? Fühlst dich am End gar getroffen? — Verstehst denn gar keinen Spaß nicht mehr?“

Joseph Planer wurde durch den Ton und den gutmütigen Ausdruck des Lahmen besänftigt. Er war der Treue seines Weibes so sicher, um hinter den Reden des Schwaigerbauern etwas Gewichtiges zu suchen. So brummte er nur etwas zwischen den Zähnen und lenkte das Gespräch dann auf den Herrn Pfarrer, Bankrott Osler. Da fielen ihm die Bauern rasch ins Wort. Ja, der Herr Pfarrer! Jeder wußte von ihm ein neues Scherzwort zu erzählen, das er in der Predigt oder im Gespräch gebracht hatte, und alle gerieten in die beste Laune, wenn sie an das pfiffige Lächeln und die lustigen Augen ihres Pfarrers dachten.

So ward dieser mit einmahl in den Mittelpunkt einer lebhaften und fröhlichen Unterhaltung gerückt, und man vergaß die Anspielungen des Lahmen.

Nicht so stand es um Cyprian Holzer. Und wenn er auch bei den Scherzen des Schwaigerbauern mit den andern gelaßt hatte, so war sein Lachen doch Lüge gewesen. Es war ihm bitter genug von den Lippen gekommen und auch bald wieder erstarben.

Er wollte endlich selbst hören, was man unter den Bauern von Anna sprach. Einmal mußte er Gewißheit haben, ob die Worte der Witwensbäuerin auch von den andern gläubig gehört worden waren, und der Augenblick schien ihm jetzt günstig. Aber es galt vorsichtig zu Werk zu gehen, um die Männer zum Plaudern zu bringen. Mit erzwungener Ruhe streckte er die Faust nach seinem Glase, tat einen tiefen Zug und wuschte sich mit dem Rücken der Hand den struppigen Vollbart. Dann schaute er in den Rauch seiner Pfeife und warf die Bemerkung hin: „Ja, der Herr Pfarrer, daß der so viel gute Laune hat, wundert mich nicht. Wenn die jungen Leute zu ihm kommen, mag er auch manch lustige Belächten hören!“

„Glaubs gern,“ meinte der Oberhöfer, der gern tolerantisch mit beiden Händen in die Suppe fuhr. „Zumal, wenn dem Hochwürdigem von den Weibseuten alles gesagt wird, auch das Schlimme!“

Schmunzelnd blickte er den Riesen an, daß seine kleinen Augen wie blanke Stahlknöpfe blühten.

„Na, viel Schlimmes wirds nicht zu betächten geben unter uns,“ sagte Holzer leichtsin, bemüht, die Gedanken seiner Zuhörer unmerklich an dem angepöppelten Faden weiter zu lenken. „Heutzutage haben die jungen Weiber kein Blut mehr und die Burtschen kein Schneid.“

Da schob der Schwaigerbauer beide Arme auf den Tisch und streckte den Oberkörper vor, so daß alle sein bartloses Gesicht sehen konnten. Er zuckte die Achseln und lächelte überlegen. Dann wandte er sich mit lauernder Miene an Holzer:

„Sm, sag das nicht, du! 's wär schon möglich, daß der Herr Pfarrer manches hören tät, was du zum Beispiel nicht weißt.“

Der Kasereckbauer las es den Augen, dem Munde ab, sah es dem Zucken in den Muskeln des Gesichts, der ganzen gespannten Haltung des Lahmen an, daß der eitle Mensch danach lechzte, zu reden und die Aufmerksamkeit der andern auf seine zweideutigen Reden zu ziehen.

„Was willst mit mir?“ entgegnete er, indem er sich den Anschein gab, als ahne er nichts.

„Meinst etwa, grad dich könnte das nichts angehen, weil du so hoch droben am Berg sitzt?“ spottete der Schwaigerbauer.

Holzer tauchte ruhig weiter und führte das Glas noch einmal an die Lippen. Dann streckte er den rechten Arm gegen den Redner aus und hielt den Daumen an die Spitze des Zeigefingers.

„Nicht?“ sagte er verächtlich auf seine Fingerspitze blickend. „Mich kümmert die Beichte der andern nicht so viel.“

Der Schwaigerbauer blinzelte ihn mit überlegener Miene von der Seite an und tippte ihm auf die Schulter. „Ja, ich glaubs schon, daß du selber nichts zu beichten hast, Holzer, du! Aber andre Leut aufm Kasereck, die möchtens schon eher haben.“

„Andre Leut schon eher? Meinst? Na, da möcht ichs doch auch mal hören, wer dem Pfarrer was Besonderes zu erzählen hätt.“

Die Bauern spitzten neugierig die Ohren. Voll Staunen beobachteten sie Holzer, und einiges Bangen mischte sich in ihre Verwunderung. Sie begriffen nicht, wie der Kasereckbauer so hartnäckig darauf bestehen konnte, Dinge zu hören, die den Stolz bis ins Innerste verwunden mühten, und sie verfolgten das Gespräch wie etwas, das einem gefährlichen Hang zugleitet.

Auch der Schwaigerbauer schien das zu empfinden. Er zögerte, weiter zu gehen, denn mit dem Riesen war nicht zu spaßen, das wußte er wohl, und er verspürte wenig Lust, seine Haut zu Markt zu tragen.

Doch dem dünnen Tischurschentaler vom Schmidhof ließ die Neugierde keine Ruhe, er machte eine lebhaftere Bewegung mit der Hand und zwinkerte mit den Augen.

1222